



Anneliese Dornseif (Autor)
Still will ich nicht werden
Gesammelte Werke, Band 1



<https://cuvillier.de/de/shop/publications/7142>

Copyright:
Cuvillier Verlag, Inhaberin Annette Jentsch-Cuvillier, Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen,
Germany
Telefon: +49 (0)551 54724-0, E-Mail: info@cuvillier.de, Website: <https://cuvillier.de>



Memoiren

Erzählungen aus meinem Leben



Inhalt

Piephans tot	14
Tante Hanneken – Ein Brief.....	18
Zur Entwicklung von Sprache und Erinnerung bei kleinen Kindern.....	23
Frühe Erinnerungen.....	30
Mein erstes Gedicht.....	33
Das schwarze Ledersofa.....	38
Starker Tabak	43
Die Frage aller Kinder.....	46
Die Ohrenoperation	48
In memoriam meinem Lehrer Walther Lange – Ein Kondolenzbrief.....	51
Abhärtung eines kleinen Mädchens	58
Erste Liebe.....	65
Das Fahrrad	68
Tante Mäuschen	70
Der Fragebogen von Marcel Proust, wie ich ihn beantwortet habe.....	79
Wie sich mein Berufsleben entschied	83
Der Malefiz.....	86
Die Unschuld vom Lande.....	88
Die Nachbarn vom Dach	93
Mein Onkel Hugo.....	96
Parole Blitzableiter	98
Judenverfolgung 1938	100
Tage, die man niemals vergißt	102
Zur Entstehung eines Gedichtes.....	104
Die Geschwister Porges	107
Sexualität im Dritten Reich.....	113



Wie es zur einzigen Demonstration kam,
die es im Dritten Reich gegeben hat..... 116

Die Verhaftung der Sophie Scholl 120

Lynchjustiz 124

Geschichte einer Denunziation im Dritten Reich..... 125

Die Hölle auf Erden..... 128

Eine Scheibe weißes Brot..... 137

Das Eisenbahnunglück 139



Piephans tot

Diese Geschichte ereignete sich kurz nach Vollendung meines zweiten Jahres und gehört zu meinen frühesten Erfahrungen.

Er war schon da, der gelbe Kanarienvogel, als die Erinnerung des kleinen Mädchens begann. In der Küche, auf dem Deckel der Nähmaschine stand sein Bauer und durfte nicht an einen anderen Platz gesetzt werden, weil mein Vater erklärte, der Vogel habe dort sein „Revier“. Ich liebte meinen Piephans, der zur Familie gehörte wie Vater und Mutter. Er antwortete, wenn ich ihn rief. Dieses Spiel der gegenseitigen Rufe trieben wir stundenlang.

Damals gab es noch Öfen, und Kohlen waren teuer. So heizte man die gute Stube nur zum Sonntag und ließ dafür den Küchenherd erlöschen. Noch erinnere ich mich, wie meine Mutter im Mantel am Gaskocher stand, um das vorbereitete Sonntagsessen zu wärmen.

Schon im November begann ein furchtbarer Winter mit Schneesturm. Aus den Ritzen der Fenster zog Kälte, fühlbar als Schmerz, verbunden mit Pfeifgeräuschen, die mir unheimlich waren.

Wie gesagt, es war Sonntag. Ich hatte Grippe und lag, gut zugedeckt, neben dem Magnolikaofen im grünen Salon. Meine Eltern und Tante Nana, eine unverheiratete Schwester meiner Mutter, die mir für gewöhnlich allen Willen tat, saßen am Tisch und spielten Halma. Der Vogel stand wie immer in der Küche. Ich machte mir Sorgen um ihn und bat, den Piephans hereinzuholen, – damit er nicht wie ich die Grippe bekäme. „Küche kalt“, sagte ich immer wieder.

Aber mein Vater wollte davon nichts hören. Ein Tier sei ein Tier. Es werde jede Nacht kalt in der Küche, das mache ihm gar nichts. Und außerdem müssten die Vögel draußen auch den Winter überstehen, dazu hätten sie ein warmes Federkleid.

Ich bettelte weiter, weinte schließlich, verlangte nun, meinen Piephans zu besuchen.

Nana wollte sich erheben, um den Vogel herzubringen, aber jetzt erwachte in meinem Vater das Erziehungsprinzip, ein Kind dürfe niemals durch Tränen seinen Willen erzwingen wollen. Er wurde böse, befahl mir zu schweigen.



Nach Beendigung des Halmspiels ging er für eine Weile hinaus. Da packte mich Tante Nana, wickelte mir das Deckbett bis über die Ohren und trug mich auf dem Arm in die Küche.

Beim Öffnen der Tür schlug mir Kälte in die Nase, zuerst sah ich Eisblumen am Fenster, wunderschön geformt, aber trostlos weiß in der farblosen Dämmerung. Der Vogel saß, zur Kugel geplustert und mit vorgezogener Nickhaut, auf seiner Stange. Er fror. Ich konnte kaum einen Blick auf ihn werfen, denn wir hörten meinen Vater im Treppenhaus und mußten zurück.

Die weiteren Geschehnisse schienen mir später unmittelbar darauf gefolgt zu sein, wiewohl der kalte Sonntag in Wirklichkeit vielleicht schon zurücklag und nichts damit zu tun haben mochte, jedenfalls geschah das folgende noch vor dem Weihnachtsfest.

Eines Morgens betrat ich die Küche, da lag der Vogel am Boden des Käfigs, auf der Seite, mit geöffnetem Schnabel und verkniffenen Augen, einen Flügel unnatürlich abgespreizt. Er bewegte sich nicht und antwortete nicht mehr. Vom Grauen gepackt, flüchtete ich auf den Korridor, sah aber noch, wie meine Mutter vom Wohnzimmer her die Küche betrat, das tote Tier erblickte, mich schnell, über den Rücken gewandt, mit den Augen suchte, den Vogel in die Schürzentasche steckte und in die Abstellkammer lief. Man hörte den Deckel des Mülleimers klappern. Dann trug sie den Eimer, scheinbar gelassen, an mir vorbei nach draußen. Sie meinte wohl, ich hätte nichts bemerkt.

Das Bauer wurde sofort weggeräumt, mein Piephans blieb verschwunden. Tante Nana sagte etwas vom Vogelhimmel, in den er geflogen sei, aber das tröstete nicht. Voller Entsetzen hatte ich begriffen und machte meinen Vater verantwortlich für den vermeintlich erfrorenen Vogel.

Das war meine erste Begegnung mit dem Tod. Kein Erwachsener konnte mir helfen. Ich schrie zwar plötzlich: „Piephans tot! Piephans tot!“ – und wurde beschwichtigt, schwieg aber über den Vorwurf gegen meinen Vater, wäre wohl auch sprachlich noch nicht in der Lage gewesen, ihn auszudrücken.

Und daß ich meine Trauer bald ganz in mir verschloß, hing mit einer Erfahrung zusammen, die noch am selben Tage eintrat wie der Tod des Vogels.



Ich hatte gelernt, Knickschen zu machen und „Duten Tach!“ zu sagen. Was ein „duten Tach“ sei, wußte ich schon, erkannte aber nicht, daß man dem anderen etwas Gutes wünsche. Für mich handelte es sich um eine konkrete Feststellung wie etwa: „Das Wetter ist heute gut“.

Dieser Tag war nicht gut, er war einer der schlimmsten. Und als später Gäste erschienen, machte ich meinen Knicks und sagte: „Piephans tot“.

Die Erwachsenen lachten, zwar ein wenig gerührt, aber sie lachten trotzdem, zitierten mit Lachen das grausame Wort: „Piephans tot“. Jemand verlangte, ich sollte es wiederholen: „Sag das noch mal!“. Ich rannte aus dem Zimmer.

Nur einmal noch, als Nana mich auf die Fensterbank gehoben hatte, um mir den Mond zu zeigen, versuchte ich, es loszuwerden: „Mond, Piephans tot!“ Und wieder wurde gelacht. In der Folge weigerte ich mich häufig, einen Knicks zu machen und „Duten Tach“ zu sagen. Meine Mutter sprach vom Trotzalter. Aber ich ließ mir sonst nichts mehr merken, wiederholte sogar gelegentlich mein „Piephans tot“, wenn man es von mir verlangte, mit Frieren über den Rücken.

Dies alles geschah, wie gesagt, zwischen November und Weihnachten. Damals starb auch in der Nachbarschaft ein kleines Mädchen an epidemisch aufgetretenem Scharlach. Wegen der Ansteckungsgefahr ließ mich meine Mutter nicht mehr draußen mit anderen Kindern spielen. Gelangweilt hockte ich in einem Sessel am Schlafzimmerfenster und sah auf den Friedhof. Vom Hörensagen war mir bekannt, daß man in den Sarg kam, wenn man tot war, und daß die Erwachsenen mit der Beerdigung gehen mußten.

Plötzlich erblickte ich unter den kahlen Blutbuchen im verschneiten Friedhof einen schwarzen Menschenzug. Nur der Anfang des Zuges war weiß wie der Schnee und von trostloser Schönheit: Man sah einen winzigen Sarg, die Spitzenhemden des Paters und der Ministranten, die Kerzen, den Weihrauch. – Ich erinnerte mich der eisigen Blumen am Fenster unserer Küche.

Einsame Phantasien kreisten fortan um den Tod. Ich benannte meine Puppe nach der Verstorbenen: Elsbeth.

In nächtlichen Träumen tauchten Bilder auf, teils aus Märchen entnommen, die Tante Nana den großen Kindern erzählte: Ein Haus voll widerlicher Leichen, umgeben von Schnee, ein schwarzer Teich mit Molchen, ein goldener Vogel,



welcher zum Tode lockte, – auf Befehl einer Hexe, deren große Augen hinter dem Fenster des Totenhauses erschienen. Auch am Tag träumte ich, versammelte im Geiste alle um mich herum, von denen ich wußte, daß sie nicht mehr lebten, und bildete mir ein, nun hätte ich sie zurückgezaubert – wie eine gute Fee. Das ging wochenlang so. Aber ich sprach später nie über das Schwanken meiner ganzen Welt, ihre früh begriffene Zerstörbarkeit, den Schauer der geträumten Bilder.

Meine Eltern kauften zu Weihnachten einen neuen Vogel und glaubten wohl, nun sei der tote verschmerzt. Daß ich inzwischen auch den Sarg von Elsbeth gesehen hatte, das wussten sie ja nicht. Erwachsene merken es selten, wenn ihre Kinder das Urentsetzen durchschreiten.



Tante Hanneken

Ein Brief

Lieber Freund,

Du möchtest Geschichten aus meiner Kindheit erfahren, solche, die mir unvergesslich sind. Nun, so will ich Dir von Tante Hanneken erzählen.

Nach meiner Erinnerung kann ich nicht älter gewesen sein als drei Jahre. Dazu stimmen auch nachprüfbare Daten, denn das Folgende spielte sich am 65. Geburtstag der Großmutter ab.

Die Eltern meines Vaters lebten auf dem Land. Drei von den sieben Häusern des Gehöftes gehörten Familienmitgliedern, eines davon Tante Hanneken, einer Schwester meines Großvaters. Als Witwe lebte sie allein in ihrem Haus, vormals wohl eine stattliche Erscheinung, jetzt gebeugt, mit rundem Rücken und einem winzigen, grauen Haarknoten. Noch während der zwanziger Jahre trug sie die Mode der Kaiserzeit, ein bodenlanges, schwarzes Kleid und die blau-grau gestreifte Schürze der Bäuerinnen.

Tante Hanneken erschien nur selten in der Familie, sie verstand sich nicht mit meiner Großmutter.

Eines Tages, vor der oben erwähnten Geburtstagsfeier, sprachen meine Eltern bei Tisch über Tante Hanneken. Die sei völlig verkindscht, so gehe das nicht weiter, sie müsse in ein Pflegeheim. Man habe ihr auch geraten, das Haus zu verkaufen, ehe es ganz verfalle. Aber sie wolle nicht. Ihr Sohn denke daran, sie entmündigen zu lassen.

Ich fragte, was „verkindscht“ bedeute, und meine Mutter erklärte mir, manche alten Leute seien nicht mehr richtig im Kopf, dann könnten sie sogar boshaft werden.

Noch sehe ich, wie sie meinen entsetzten Blick mit den Augen auffing und hinzufügte: „Natürlich nicht alle alten Leute. Deine Großeltern sind nicht verkindscht. Tante Hanneken ist krank.“ Ich fragte weiter, was Tante Hanneken denn gemacht habe. – Sie lasse alles verkommen, sich selber, das Haus, sie wasche sich nicht und mache keine Betten mehr. Deswegen müsse sie Pflege ha-



ben, sonst käme schließlich noch Ungeziefer ins Haus. – Auf meine Frage, was „Ungeziefer“ sei, zitierte man den Spruch:

Motten, Wanzen, Läuse,
Würmer, Ratten, Mäuse.

Die Sache ließ mir keine Ruhe, ich holte mir weitere Informationen bei einer Nachbarin, die mich für gewöhnlich mit gruseligen Gespenstergeschichten versorgte. Da hieß das Pflegeheim auf einmal „Irrenhaus“. Bis auf die Straße höre man die Leute schreien, wenn man vorübergehe.

Dann begab ich mich zu Emilie, unserer Putzfrau. Sie war ein Waisenkind und hatte einen Vormund gehabt. Von ihr erfuhr ich, was „entmündigen“ bedeute: Man dürfe nichts mehr tun, wie man es selber wolle, der Vormund sage zu allem nein, er habe zu bestimmen. Wie nachhaltig mich die neu erfahrenen Kenntnisse beeindruckt haben, – die keine harmlosen Geistergeschichten mehr waren, – zeigt sich unter anderem daran, daß ich die Gespräche nach sechzig Jahren noch fast wörtlich wiedergeben kann. Unheimliche Wörter gelangten in meinen Sprachschatz, und die Bilder, die ich mir dazu erfragte, waren trübe.

Fortan stand mein Kinderherz auf Seiten von Tante Hanneken – und blieb es auch nach allem, was später geschehen ist. Ich verstand sehr gut, daß sie sich wehrte, aus ihrem eigenen Hause vertrieben zu werden in ein Irrenhaus.

Bald darauf folgte jene Geburtstagsfeier meiner Großmutter. Alle Kinder, Schwiegerkinder und Enkel versammelten sich schon zum Mittagessen. Weil Tante Hanneken wegen ihres Zustandes nicht eingeladen war, kam man überein, daß die jüngeren Frauen, – d.h. alle Nichten von Tante Hanneken, ihr am Nachmittag, etwa eine Stunde vor dem allgemeinen Kaffeetrinken, einen Besuch abstatten sollten. Dabei wollte man, so wurde verabredet, den Versuch machen, gütlich mit ihr zu sprechen, um ihre Einstimmung zum Verkauf des Hauses und der Unterbringung im Pflegeheim doch noch zu erlangen.

Weil ich beim Decken der Kaffeetafel meiner Großmutter im Wege gewesen wäre, nahm meine Mutter mich mit zu dem geplanten Besuch.

Bis heute könnte ich Tante Hannekens Küche Stück für Stück skizzieren. Wenn man zur Tür hereinkam, befand sich rechts ein Schrank, an der linken Wand der Herd und daran anschließend ein geöffneter Durchgang zum Schlafzimmer. Der



Küchentür gegenüber lag die Fensterfront, vor ihr ein Tisch, mit der Längsseite ans Fenster herangeschoben. – Für meine Begriffe sah es nicht „verkommen“ aus, eher aufgeräumt, auch das Bett nebenan war gemacht. Da der kleine Tisch vor dem Fenster nicht Platz für alle bot, saßen wir zwar um ihn herum, aber in einem weit zum Raum hin ausgezogenen Halbkreis: Links an der Schmalseite des Tisches Tante Paula, den Rücken zur Schlafzimmertür, eine hohe, dunkle Gestalt mit zurückgelegten Schultern und erhobenem Kinn. – Ich mochte es nicht, wenn sie diese Haltung einnahm, – daneben, gegenüber der linken Tischecke, Tante Martha, die ich wegen ihrer Schönheit bewunderte. Besonders gefiel mir ihr schweres, rotbraunes Haar, das hoch wie eine Krone auf dem Kopf geflochten war. Sie trug zu diesem Tage eine weiße Seidenbluse mit langen Ärmeln und Krausen an Hals und Händen. Tante Martha sah aus wie eine Königin, – und doch waren es die letzten Augenblicke der Sympathie, die ich ihr widmete.

In Front des Tisches saß meine Mutter, ich, neben ihr, schräg vor der rechten Tischecke, und dann folgten rechts, weiter im Hintergrund, noch zwei Tanten, an die ich mich nur schemenhaft erinnern kann, weil sie nicht in meinem Blickfeld saßen und sich an der Unterhaltung kaum beteiligten. – Diese Sitzordnung der Personen ist wichtig, denn, wie daraus hervorgeht, hatte nur ich den vollen Blick ins Schlafzimmer durch die mir gegenüberliegende Tür, – außerdem sah ich auf Tante Paula und Tante Martha.

Hanneken setzte sich nicht; sie werkelte während der ganzen Zeit an Schrank und Herd, weil sie uns unbedingt Kaffee machen wollte, wiewohl wir dankten, da uns gleich darnach eine reichhaltige Geburtstagstafel erwartete.

Das Gespräch begann, angeführt von Tante Paula. Ich verstand kaum etwas davon, denn mit Hanneken sprach man Plattdeutsch, was ich noch lernen mußte. Aber daß die freundliche Ruhe der Tante Paula erzwungen war, das spürte ich. So wunderte es mich nicht, als aus dem liebenswürdigen Gerede ein scharfer Wortstreit entstand.

Hanneken lief in unserem Rücken zwischen Schrank und Ofen hin und her. „Nein, nein!“ waren die einzigen Worte, welche ich aus ihren Erwidernungen heraushören konnte. Plötzlich trat sie von hinten an Tante Martha heran, beugte



sich über ihre Schulter vor und rief: „Martha! – Martha, du verstehst mich doch! Du tätest es auch nicht an meiner Stelle! – Du nicht, Martha, du nicht!“

Ich sah in Tante Marthas Gesicht. Sie vermied den Blick der Bittenden. Dann zuckte sie die Schultern und zog die Nase kraus. „Warum nicht?“ sagte sie, leichthin lachend.

In diesem Augenblick verspürte ich Haß gegen die schöne Tante Martha. Hanneken war plötzlich still, setzte den Kaffeekessel vom Herd und ging ins Schlafzimmer.

Wie gesagt, nur ich konnte sehen, was sich dort begab. Mit der Linken hob sie die Bettdecke, zog mit der Rechten darunter etwas hervor und versteckte es hinter ihrer Schürze. – Die anderen meinten später, es sei ein großes Brotmesser gewesen, aber ich habe gesehen, daß es ein Schlächtermesser war, mit dem man auf den Höfen das Vieh abstach. In kindlicher Arglosigkeit blickte ich ihr zunächst entgegen, als sie sich umdrehte und wieder auf uns zukam. Unter der Tür machte sie Halt. Sie sah mich kurz an mit einem blitzenden Licht auf den Augen, – ich saß genau in ihrer Schrittrichtung.

„So“, sagte Tante Hanneken leise, „wenn ihr jetzt nicht geht, dann –.“ Dabei enthüllte sie das Messer.

Schreiend riß mich meine Mutter beiseite, schreiend stürzten wir alle aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, durch die Haustür ins Freie. Hanneken lief uns nach bis zum mittleren Treppenabsatz.

Von unseren Hilferufen aufgescheucht, kamen Menschen aus allen Türen des Gehöfts. Einige Männer stürmten ins Haus, die Treppe hinauf, ich hörte Gepolter, laute Stimmen, Kreischen und dann nur noch Weinen. Später hieß es, Tante Hanneken habe versucht, nach den Männern zu stechen, sei aber entwaffnet worden.

Sie hatte sich selber das Schicksal bereitet, gegen das sie sich wehren wollte. Der Grund für ihre Zwangseinweisung in die Anstalt lag nun vor. Bald darauf hieß es, Tante Hanneken sei gestorben. Das Haus wurde verkauft. Alle Erwachsenen gingen mit der Beerdigung, ich trauerte.

Du fragst mich, lieber Freund, weshalb ich gerade diese Begebenheit ausgewählt habe. Nun, sie war aufregend genug für ein dreijähriges Kind. Doch das war es



nicht. Ängste müssen Kinder viele überstehen. Aber ich verlor durch diese Geschichte ein Stück Urvertrauens, – weniger durch Tante Hanneken, obwohl sie uns doch mit einem Schlächtermesser bedroht hatte, – sondern durch die mir plötzlich deutliche Übermacht der Familie, die einen Menschen niederzwingen konnte. Ich trug die Erkenntnis in mir herum, mit zehn Jahren war ich soweit zu vermuten, daß auch das verkommene Haus, die Wertminderung des Besitzes, eine Rolle bei der Entmündigung von Tante Hanneken gespielt hatte. Sie wehrte sich ohne Aussicht auf Erfolg, wurde bis an die Schwelle des Verbrechens getrieben und dann „entwaffnet“.

Sicherlich habe ich in meiner kindlichen Empörung den tatsächlich gefahrvollen Zustand der Tante verkannt oder verkennen wollen, habe der Verwandtschaft Unrecht getan, die in der unglücklichen Lage war, handeln zu müssen.

Aber es blieb mir für immer eine Abneigung gegen Personen, die es lieben, in das Leben anderer hineinzureden mit richtigem Rat und besserer Einsicht, – wie sie meinen. Es blieb auch eine wache Aufmerksamkeit, ein früh geübtes Erkennen der Absichten und Motive. Vielleicht, – das müßte ein Psychologe entscheiden, – hängt auch mein großer Freiheitsdrang mit diesen und anderen Familienlebnissen zusammen: Der Wille, mich selbst zu bestimmen, mich selbst zu verantworten, nicht unterzugehen wie Tante Hanneken.

Recht nützliche Eigenschaften, wirst Du sagen, mein Freund. Aber ob sie auch glücklich machen? – Und man kann Menschen damit Unrecht tun.

Eines jedoch habe ich ebenfalls früh erfahren, und das ist gut so: Nicht nur Grauen und Mißtrauen können mich befallen, sondern auch das Mitleid.

Lieber Freund meiner alten Tage! Dies alles klingt trübe, so als sei reines Glück der Hingabe nicht ohne Wachsamkeit möglich. Aber heute weiß ich, daß – trotz allem – auch Urvertrauen und Liebe erhalten bleiben in dieser Welt. Du weißt es ebenso, – und deshalb liebe ich Dich.

Deine A.



Zur Entwicklung von Sprache und Erinnerung bei kleinen Kindern

Das Erinnerungsvermögen der Kinder scheint gekoppelt zu sein an die Sprachentfaltung. Es ist gelegentlich zu beobachten: Sobald das Kind in ganzen Sätzen zu sprechen vermag, pflegt es sich auch zu erinnern.

Gewöhnlich stehen Kinder bei der Vollendung des dritten Jahres auf dieser Stufe, aber es gibt einzelne, die sie schon kurz vor Vollendung des zweiten Lebensjahres erreichen.

Bei so frühzeitiger Sprechentwicklung dürften sowohl ein persönlich verstärkter Imitationstrieb und wahrscheinlich auch die sprachliche Richtung der Intelligenz eine Rolle spielen; aber noch eine andere Veranlagung erscheint mir maßgebend beteiligt: die Musikalität. Davon später mehr!

Gleichzeitig mit der Sprache aktiviert sich die optische Beobachtung und wird, nach meiner persönlichen Erinnerung, so präzise wie sonst nie mehr im späteren Leben.

Wahrscheinlich beobachtet aber ein Kind schon sehr viel früher, doch solange es den Namen der Dinge nicht weiß, entfallen sie wieder seinem Gedächtnis. Erst wenn es sie auch benennen kann, daß heißt, „hören“ kann, bleiben sie haften. Das Ohr spricht mit beim Erinnern.

Mein eigenes Gedächtnisvermögen setzte etwa mit 18 Monaten ein, was sich an einer Fülle zeitlich fixierbarer Familiendaten belegen läßt. Es gibt auch ein Bild aus jenem Jahr, von dessen umständlicher Aufnahme in unserem Schlafzimmer ich genau berichten könnte: ein kleines Kind im Arme der Mutter. Bis heute weiß ich, daß ich mich fragte, was dieser Mann mit seinem schwarzen Kasten eigentlich von uns wollte, warum wir uns mehrmals umsetzen mußten, zuletzt in die Tür zwischen Kammer und Flur.

Damals begann ich nach den Worten meiner Eltern „den ganzen Tag zu plappern, und zwar schon in richtigen Sätzen.“ Von da an bis zur Vollendung des dritten Lebensjahrs ist meine Erinnerung dichter und zuverlässiger als aus jeder anderen Daseinsphase. Auch schien die Zeit so lange wie später ganze Jahrzehnte.



Erst den Keuchhusten mit vier empfand ich dann als Einschnitt, der meine früheste Kinderzeit beendet hat. Wegen dieser weit zurückreichenden Erinnerungskraft bin ich in der seltenen Lage, aus Erfahrung über Erlebnisse, – vornehmlich Spracherlebnisse, – sehr kleiner Kinder etwas sagen zu können.

Zunächst ein Beispiel, das zwar scheinbar nicht mit Sprache, sondern mit Körperempfindungen und dem Auge zu tun hat, aber ich bin überzeugt, ohne die Vokabeln für meine Beobachtungen hätte ich es nicht speichern können.

Im Oktober 1922 geboren, habe ich noch Erinnerungen an den Sommer 1924. Es herrschte unbeständiges Wetter. Im Kinderwagen liegend, nahm ich einen ständigen Wechsel von plötzlicher Verdunkelung und Sonnenrückkehr wahr. Ich sah das Ziehen der Wolken im Himmel und ihre weißen Säume. An einem Baum hingen farblose Tropfen. Sie blitzten plötzlich auf und wurden schimmernd bunt, wenn sie herunter fielen. Doch als ich nach ihnen greifen wollte, hatte ich Wasser auf der Hand.

Es gibt eine Fülle von Gesichtspunkten, unter denen sich frühkindliche Erlebnisse betrachten ließen, ich aber möchte im Folgenden zunächst den einen herausheben, jene oben erwähnte Musikalität der Sprache.

Zwar kann ich es nicht beweisen, vermute aber, daß sie es war, die mir zum frühen Bewußtsein verhalf, und daß es bei anderen sprachfreudigen Kindern ähnlich sein dürfte. Man erfasst den Begriff nicht abstrakt, sondern als Klang. Der Klang beeinflusst auch das kindliche Urteil. Noch weiß ich: Dinge mit dunklem Namen empfand ich als vertraut und schön, kreischende Wörter dagegen erweckten mein Misstrauen gegen die bezeichnete Sache. „Scheiße“ war widerlich, aber „Kot“ war dunkel und duftend.

Auch metrisch gebundene Sprache blieb mir im Ohr. Verse brauchte ich später nie zu lernen, mein Gedächtnis „erhörte“ sie. Wenn ich trotzdem eine Gedichtstelle durchaus nicht behalten konnte, so lag – wie ich nachträglich mit Erstaunen feststellte – ein sprachlich mißlungener Textabschnitt vor, holprige Härte und Unausgeglichenheit.

Als ich bereits alle Laute richtig aussprechen konnte, falls ich nur wollte, nannte ich mich immer noch „Annemiene“ und wechselte auch sonst gerne hemmende Konsonanten wie s, k, t gegen angenehme Laute aus.



Sonderbarerweise waren mir harte Klänge in bestimmten Kombinationen nicht unangenehm, statt Kaiserstraße sagte ich noch lange Teitetate. Ich fühlte wohl den Stabreim, der auffallend oft durch meine Wortveränderungen zustande kam. Zwar ist das Radebrechen zunächst ein Kampf mit der kindlichen Zunge, aber die Beibehaltung geschah, weil es mir so besser klang. Meine Großmutter, die mich offensichtlich durchschaute, hat mich dafür gescholten.

Auch ganz eigene Worte gebrauchen die Kinder. Einmal gelang mir ein Gebilde sprachlicher Schönheit: Makorano. Mein Großvater beschäftigte eine Verkäuferin, die sich mir mit ganzer Adresse vorstellte: Marie Korte, Rade, Nordstraße. Ich nahm den ersten „Ton“ eines jeden Wortes und bildete daraus eine Melodie: Ma-Ko-Ra-No. Es muß wohl nicht erst gesagt werden, daß ich auch die Person verehrte und sehr, sehr schön fand. Ihr dunkles Haar passte zum dunklen Ton der Sprachmelodie, mit der ich sie benannte.

So fördert das Ohr ein Kind, aber es verleitet auch: Dreijährige Kinder mit musikalischer Sprachentwicklung neigen später zu altklugem Pathos, aus Freude am klanglichen Spiel und Rhythmus.

Kinder, die früh sprechen, versuchen auch oft zu lesen. Ich glaubte, noch nicht lesen zu können, das lernte man erst in der Schule, und dort erlebte ich es tatsächlich wie eine neue Entdeckung, obwohl ich mich darin täuschte, sie war gar nicht neu.

Vorher hatte ich zum Lesen fortlaufender Texte keine Lust. Die steifen, schwarzen Kolonnen bedruckter Seiten wirkten abstoßend auf mich, wie eine Mauer. Der ästhetische Anreiz fehlte.

Aber im Nachhinein bin ich erstaunt, wie viel ich doch vor der Schulzeit zu lesen vermochte: Alles, was groß und optisch ansprechend auf Häusern und Plakaten stand. Ich fragte: „Was heißt das?“ Und wenn mir dann auch noch der Klang der Worte gefiel, las ich sie nach, anfangs wohl in Ganzheitsmethode, aber bald schon wußte ich bei einem Wort wie Stollwerk-Schokolade, wo jeder einzelne Laut im Schriftbild zu suchen war, ebenso ging es mit anderen Namen: Kwatta-Kakao, Salamander, Erdal, Chlorodont, Persil. Daß Herstellerfirmen oft ein bestimmtes Schriftbild als Markenzeichen verwendeten, hat die Sache wohl erleichtert, aber ich erkannte die Worte manchmal auch wieder, wenn sie in ande-